

Herausforderung Pflege**„Der Dienst geht vom Altar aus“**

Ihr Herz schlägt für die Pflege. „Wenn wir bei der Pflege Menschen aufrichten können, ihrer Seele guttun können, dann wird Kirche als Kirche wahrgenommen. Welch ein Reichtum!“, sagt Schwester Margarete Mühlbauer, Vorsitzende des Evangelischen Landesverbands für Diakonie-Sozialstationen in Württemberg e. V.. Sie will, dass kirchliche Diakonie in der Fläche präsent bleibt. Peter Dietrich im Gespräch mit Schwester Margarete Mühlbauer.

► *Schwester Margarete, die Bundeskanzlerin will Hartz IV-Empfänger in der Pflege einsetzen. Ärgert Sie so ein Vorschlag?*

Margarete Mühlbauer: Florence Nightingale sagte, dass Pflegen eine Kunst ist. Das gilt auch noch heute. Ich bin entsetzt über die Äußerung der Kanzlerin, die offensichtlich keine Ahnung von den Anforderungen in der pflegerischen Versorgung von alten, kranken und pflegebedürftigen Menschen hat. Ingenieure werden von Frau Merkel als Fachkräfte bezeichnet und Pflegekräfte, die es mit Menschen zu tun haben, qualifiziert sie als Nichtfachkräfte ab. Dabei ist die Sicherung der Versorgung dieser Menschen die Herausforderung für die Zukunft Deutschlands.

Wie groß ist Ihr Landesverband?

Mühlbauer: Wir haben zurzeit 256 Mitglieder mit 14.500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in 180 Diakonie-Sozialstationen. Die Evangelische Landessynode in Württemberg hat sich Anfang der 1990er-Jahre dafür entschieden, die Präsenz in der Fläche nicht aufzugeben. Ein exemplarischer Rückzug wurde abgelehnt. Wichtig ist und bleibt, dass der Auftrag von Jesus Christus erfüllt wird: Kranke zu besuchen.

Der andere, der Hilfe braucht, soll das bekommen, was er braucht, damit er leben kann. Das ist die Pflege des kranken Mitmenschen. Das sind die vielen Hilfeleistungen in seinem Haushalt. Das sind die Gespräche, die seiner Seele guttun. Und das ist vor allem das Wahrnehmen, was im anderen geschieht, und das Nachfragen, so wie es Jesus, unser Herr, selbst tat: Was willst du, das ich dir tun soll? Meine Vision ist, dass dieser Dienst vom Altar ausgeht.

Was heißt das?

Mühlbauer: Gott selber beauftragt. Mit seinem Segen gehen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakonie-Sozialstationen zu den Kranken. Es ist mein großer Wunsch, dass dies immer mehr Kirchengemeinden praktizieren. Ich erwarte, dass unsere Kirche ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die aus der säkularisierten Gesellschaft

kommen, das Handwerkszeug für den diakonischen Mehrwert gibt. Wenn Diakonie draufsteht, muss Diakonie drin sein. Kranke und Angehörige sollten erwarten können, dass, wenn sie es möchten, mit ihnen jemand betet, ihnen jemand Zuspruch gibt und jemand mit ihnen über Sinnfragen sprechen kann: „Warum bin gerade ich krank geworden?“ „Warum tut mir Gott das zu?“ Wie soll ein Leitbild umgesetzt werden, wenn ich nicht mehr weiß, was Nächstenliebe ist? Mein Verhalten resultiert aus meiner Haltung, meine Haltung aus meinen Werten. Ich muss die Werte der evangelischen Kirche, der Bibel kennen. Die Kirche hat Geld, Zeit und Kraft einzusetzen, um ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu schulen, dass sie im Alltag die Kirche mit ins Haus bringen können.

Da sind auch Vorbilder gefragt.

Mühlbauer: Ja! Wir brauchen Vorbilder, die sich in der Bibel und in ethischen Zusammenhängen auskennen und danach leben. Und das

„Menschen in schwierigen Situationen nicht alleine zu lassen und ihnen in Würde zu begegnen, das sind zentrale Aufgaben von Diakonie. Diakonie gelingt, wenn Haupt- und Ehrenamtliche gemeinsam dafür aktiv sind.“

Oberkirchenrat Dieter Kaufmann



sind zuerst die Führungskräfte. Sie sind die Multiplikatorinnen und Multiplikatoren. Deshalb bieten wir im Evangelischen Diakoniewerk Schwäbisch Hall die Diakonenausbildung berufsbegleitend an, wie auf der Karlshöhe. Es ist wunderbar, mitzuerleben, welchen Gewinn die Diakoniestationen durch die Diakoninnen und Diakone mit ihrer biblisch-theologischen,

seelsorgerlichen Kompetenz haben. Neben der Diakonenausbildung bietet das Diakoniewerk noch die Fachweiterbildung Diakonie mit 168 Stunden an, die ebenso die diakonische Kultur in der Diakoniestation fördert.

Was sind die Chancen der Diakoniestation?

Mühlbauer: Das Wort wird mit der Tat gedeckt – das zeichnet eine glaubwürdige Kirche aus. Die Diakoniestation kann somit dem Gemeindeaufbau dienen. Die Schwestern und Pfleger der Diakoniestation werden angefordert und sind somit gewollt. Seit über hundert Jahren gibt es eine ausgeprägte Geh-Struktur von der Gemeinde zu den Menschen.



Schwester Margarete Mühlbauer ist Vorsitzende des Evangelischen Landesverbands für Diakonie-Sozialstationen in Württemberg e. V.

Wie damals bei Laurentius gilt auch noch heute: Die Armen, die Kranken, die alt Gewordenen, die Menschen mit Behinderungen sind der Schatz der Kirche.

... und die Herausforderungen?

Mühlbauer: Seit 1995 ist der Pflegemarkt gewollt. Kirche steht mit ihrer Diakoniestation neben vielen anderen Angeboten von ambulanten Diensten. Im Bereich der Pflege haben alle Anbieter die gleichen Rahmenbedingungen. Die Preise, die wir von den Kranken- und Pflegekassen erhalten, setzen indirekt auch die Zeitvorgaben für eine Leistung. Es ist die Kunst der Führungskräfte, immer wieder die Balance zu finden zwischen Wirtschaftlichkeit, Fachlichkeit und Diakonie.

Ist überall, wo Diakonie draufsteht, auch Diakonie drin?

Mühlbauer: Diakonie hat man nicht einfach, sondern wir müssen als Kirche dafür etwas tun. Ich nannte die Schulungen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter möchten selbst genauso wahrgenommen werden, wie sie Menschen wahrnehmen. Sie brauchen Rückendeckung von ihrer Kirche durch die Anerkennung ihres Dienstes, die Wertschätzung durch gerechten Lohn und das Getragenwerden durch die Fürbitte der Gemeinde. Eine Kultur des Vertrauens miteinander einüben und leben. Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gilt genau das Gleiche: Das Wort muss mit der Tat gedeckt sein. Lassen wir die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dies erfahren, dann können sie auch selbst diakonisch handeln. Dann kann es sein, dass Kranke sagen: „Ich spüre, da weht ein anderer Geist.“

Immer wenn das Geld ausgeht, rufen Politiker nach Ehrenamtlichen. Wo ist die Abgrenzung für deren Tätigkeit?

Mühlbauer: Für die pflegerischen Leistungen brauchen wir Professionalität. Auch die Assistenz im Haushalt, wenn sie wiederkehrend und regelmäßig ist, muss durch angestellte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erbracht werden. Doch es gibt Leistungen, die haben sehr viel mit Zeit und Zuwendung zu tun. Zum Beispiel vorlesen, wenn jemand kaum noch etwas sieht, oder begleiten beim Spazierengehen oder einen Brief schreiben, beim Stellen von Anträgen und bei Behördengängen helfen. Da sind Ehrenamtliche gefragt. Viele Ehrenamtliche arbeiten auch mit in den Betreuungsgruppen von demenziell

erkrankten Menschen. Oft erzählen die Ehrenamtlichen freudig, welchen Gewinn sie haben durch diese Arbeit, die vor allem von Beziehungen lebt.

Den Kommunen sind finanziell die Hände gebunden. Brauchen Sie die Kommunen noch?

Mühlbauer: Ohne Vernetzung werden wir die demografischen Herausforderungen nicht bewältigen. Miteinander tragen Kommune, Kirche und Vereine Verantwortung für das Gelingen. Vielerorts haben wir bei den Betreuungsgruppen eine solche Vernetzung aufgebaut. Die Kommune möchte eine demenzfreundliche Kommune sein. Deshalb setzt sie sich zum Beispiel für den Aufbau einer Betreuungsgruppe ein. Die Kirche mit ihrer Diakoniestation übernimmt die Organisation und stellt die Pflegefachkraft. Gemeinsam suchen die Kommune und die Kirchengemeinde Ehrenamtliche und der Krankenpflegeverein unterstützt die Arbeit finanziell.

Wie ist die ambulante Pflege in Schwäbisch Hall organisiert?

Mühlbauer: In der Vernetzung mit allen Gemeinden des Evangelischen Kirchenbezirks, den Krankenpflegevereinen und dem Diakoniewerk. Entsprechend den Distrikten des Dekanats haben wir neun Pflegeteams, in denen Pflegefachkräfte, Haushaltsassistentinnen in der Pflege und Ehrenamtliche da sind für die kranken Mitmenschen und ihre Angehörigen. Das Team ist vorgestellt im Gottesdienst und entsandt. Die Teammitglieder sind mit dabei bei kirchlichen Veranstaltungen und somit Teil der Kirche. Die Kranken sollen mitten in der Gemeinde bleiben – dafür setzen sich alle ein.

Wer überwacht die Arbeit der Diakoniestationen?

Mühlbauer: Eine Diakoniestation ist ein mittelständisches Unternehmen mit Umsätzen von einer halben Million bis über drei Millionen Euro. Die Überwachung liegt in der Regel beim Kirchenbezirksausschuss oder dem Kirchengemeinderat oder dem Gesamtkirchengemeinderat. Das Aufsichtsgremium ergibt sich aus der Trägerschaft und der Rechtsform. Als Vorsitzende des Evangelischen Landesverbands für Diakonie-Sozialstationen sehe ich den Bedarf, die Mitglieder der Aufsichtsgremien in den Aufgaben der Überwachung eines solchen Unternehmens zu stärken, damit weiterhin die Diakoniestation in der Trägerschaft der Kirche bleiben kann.

Sie warnen davor, die pflegenden Angehörigen zu vergessen.

Mühlbauer: Die pflegenden Angehörigen sind die größte Gruppe der Pflegenden. Nur mit ihnen können so viele Menschen so lange zu Hause leben. Sie sind für ihre Kranken da, Tag und Nacht. Es gilt, dass die Kirchengemeinde beide gleichermaßen wahrnimmt, die Kranken und die Angehörigen mit ihren je eigenen Nöten. Vielleicht fällt auf, dass ein Angehöriger nicht mehr in den Gottesdienst kommt, weil er einfach die Kraft und die Zeit nicht mehr dafür hat. Da tut es gut, wenn wir Ehrenamtliche haben, die bereit sind, einmal in der Woche für drei Stunden bei dem Kranken zu sein, damit die Angehörigen Zeit für sich selber haben können. Das ist dringend nötig, um Pflege über lange Zeit durchführen zu können.

Was Sie zum Schluss noch sagen möchten ...

Mühlbauer: Landesbischof Eberhardt Renz sagte einmal: „Die Wärme der Liebe Gottes tatkräftig weiterzuleiten, ist Aufgabe der Diakonie.“ Bleiben wir dabei!

Richard-Bürger-Heim in Stuttgart-Feuerbach

Würde für Menschen mit Demenz

13 Einrichtungen betreibt die Stiftung Evangelische Altenheimat. Eine davon, das Richard-Bürger-Heim in Stuttgart-Feuerbach, ist nach dem Gründer der Firma bekannt, deren Maultaschen seit Jahrzehnten in vieler Schwaben Munde sind. Bürger spendete einen Millionenbetrag zum Bau eines Feuerbacher Altenheims. 1983 gegründet, bietet es Platz für 60 meist demenzkranke ältere Menschen.

► Das Burgenlandzentrum vereint vieles unter einem Dach: Es gibt Ärzte, einen Lebensmittelmarkt, eine Stadtteilbücherei und die Jugendmusikschule, Kindergarten und Kinder- tagheim, ein Büro von Unicef und eine Seniorenwerkstätte. Die ins Zentrum integrierte Lutherkirche, von außen nicht als Kirche zu erkennen, soll 2012 geschlossen werden. Eine Initiative will die Räume als Gemeindezentrum erhalten. Im zweiten Stock befindet sich das Richard-Bürger-Heim, in den drei Geschossen darüber gibt es Senioren- und Eigentumswohnungen. Die Nähe ist nicht nur räumlich. „Das **Generationenwohnen** lebt hier ganz natürlich“, sagt Eva Trede-Kretzschmar. Die

56-Jährige leitet das Richard-Bürger-Heim seit 14 Jahren. Bewohnern, die noch Musik machen können, kommt die Jugendmusikschule zugute. Mitarbeiterkinder werden im Burgenlandzentrum betreut. Das Richard-Bürger-Heim pflegt enge Kontakte zur Bücherei und unterstützt die Initiative für die kirchlichen Räume, die es für größere Anlässe nutzt. Entsprechend ihren Fähigkeiten sind die 60 Bewohner in drei Gruppen unterteilt. Die Fitteren helfen beim Spülen, bereiten auch einmal einen Salat zu oder backen einen Kuchen. Die Atmosphäre ist friedlich und harmonisch.

Der „Auszeichnung menschenwürdige Pflege“, die im Foyer des Heims hängt, ging eine äußerst kritische Prüfung voraus. „Ich will alles

tun, dass sich Menschen im Pflegeheim wohlfühlen“, sagt die Leiterin. „Die Zehn Gebote müssen gelebt werden“, ergänzt sie, will „die Würde des Menschen ins Zentrum stellen“ und Vorbild sein. Manchmal verlange die Leitung **ein Stück Mütterlichkeit**. Besonders wichtig sei für die Mitarbeiter „die Sicherheit, dass die Chefin hinter ihnen steht“. Als die Krankengymnastin und Sozialwissenschaftlerin mit Schwerpunkt Gerontopsychiatrie zur Altenpflege kam, war sie von den Zuständen schockiert, wollte wieder



[1]

[1] Trotz dünner werdender Personaldecke stehen die Bedürfnisse der Menschen im Vordergrund.



[2] „Ich will alles tun, dass sich Menschen im Pflegeheim wohlfühlen“, sagt Eva Trede-Kretzschmar (ganz links im Bild).

[2]

weg. Sie wurde begeisterte Mutter, doch ihr Sohn füllte sie allein nicht aus. „Können Sie morgen anfangen?“, fragte der Leiter des Samariterstifts in Zuffenhausen, als sie ihm eine ehrenamtliche Mitarbeit vorschlug. Sie wurde geringfügig angestellt, erarbeitete mit anderen ein Ausbildungscurriculum. Dann warf sie 1994 eine Latexallergie aus dem Beruf. Als ihr die Stiftung Evangelische Altenheimat zwei Jahre später die Leitung des Richard-Bürger-Heims anbot, geschah dies mit einer Vorwarnung: „Es ist unsere hässlichste Einrichtung, erschrecken sie nicht.“ Am gleichen Abend fuhr sie hin und fand die Warnung berechtigt, zu den dunklen Holzdecken kamen dunkle Teppichböden.

[3]

Vor fünf Jahren holte Heimleiterin Eva Trede-Kretzschmar ihre eigene Mutter ins Haus. Etwas, das sie eigentlich nie wollte. „Ich habe gelernt, die betroffene Seite zu spüren.“ Das war schwer, aber heilsam. „Als Mutter in ein Doppelzimmer musste und ihren letzten privaten Raum verlor, habe ich geheult.“



„Trotzdem habe ich gespürt, das ist mein Platz.“ Am nächsten Tag sagte sie zu.

Sie wurde Chefin einer Einrichtung, in der kein Tag wie der andere ist. Mit einem jungen, 43-köpfigen Team, darunter mindestens zwölf Auszubildende in der Altenpflege, der Hauswirtschaft, als Servicehelfer und Alltagsbetreuer. Gemeinsam mit der Robert-Bosch-Stiftung bekommen auch schlechte Hauptschüler eine Chance. Die durch die Agentur mehrwert vermittelten Praktika für Menschen aus

anderen Branchen findet das Mitarbeiterteam für beide Seiten inspirierend. Sogar ein Personalchef aus den USA flog für ein zweiwöchiges Praktikum ein. Zur ständigen **Fortbildung der Mitarbeiter** gehören die Selbsterfahrungstage. Mitarbeiter erproben, wie es sich anfühlt, in die Windel zu pinkeln und später die nasse Windel auszuwickeln. Sie geben sich gegenseitig das Essen, trinken aus der Schnabellasse und lassen sich im Rollstuhl durch Feuerbach schieben. Für die Heimleiterin geht es darum, „Menschen in ihrer verrückten Normalität zu akzeptieren, und das nicht nur oberflächlich“. Diese Oberflächlichkeit sei gegenüber Demenzkranken eine gefährliche Neigung. Mancher Mensch werde erst in seiner Demenz in der Seele frei. Mancher brauche seine Rituale, auch wenn er sie sofort wieder vergesse. Wenn nötig, wird er eben zwanzigmal am Tag begrüßt. Wird das Verlangen nach Wertschätzung erfüllt, beugt das Aggressionen vor, vermeidet schwer kontrollierbare Abwehrhaltungen bis zum grenzenlosen Ausrasten. Denn zu diesem sind die Bewohner fähig: Es gab schon Mitarbeiter mit Bisswunden, einmal flog ein Tisch aus dem Fenster.

Damit es nicht so weit kommt, hat das Richard-Bürger-Heim eine kleine Anleitung veröffentlicht. Was tun, wenn sich eine an Demenz erkrankte Frau mit der Gabel die Haare kämmt will? Kein „igitt“ ausrufen, sondern anerkennen: „Sie machen sich hübsch.“ Wenn ein älterer Herr die Tischblumen zerbröselst und sie sich aufs Brot streut? Ihn nicht zurechtweisen, auch nicht den Tisch abräumen, sondern die Situation tolerieren. Aber vorausschauend für Sicherheit sorgen und darauf achten, dass auf dem Tisch keine giftigen Blumen stehen. Die Frau, die nach dem Abendessen noch alle Krümel zusammenfegen möchte und alles umräumt, wird nicht gedrängt, sondern als Letzte ins Bett gebracht und gelobt: „Ordnung ist das halbe Leben, jetzt blitzt alles!“ Bei der Begleitung von an Demenz erkrankten Menschen lernen die Mitarbeiter, **sich selbst zu entschleunigen**. Sie kennen ihre Betreuten gut. „Bei den meisten wissen wir sehr genau, wo wir dran sind“, sagt die Heimleiterin. Medikamente gegen die Aggression?

Ja, manchmal gehe es nicht ohne, und man müsse offen darüber reden. Aber sie werden durch die individuelle Betreuung weniger.

Diese individuelle Betreuung, bedauert Trede-Kretzschmar, sei in den vergangenen 14 Jahren viel schwieriger geworden, der finanzielle Rahmen sehr eng. Durch Überkapazitäten im Stuttgarter Norden würden freie Plätze nicht unbedingt gleich wieder belegt. Die Personaldecke wird ebenfalls dünner: „Wir haben in sechs Jahren drei Stellen verloren.“ Dennoch stünden die Bedürfnisse der Menschen im Vordergrund. „Wir müssen aufpassen, dass uns nicht die Regeln der Institution bestimmen.“ Die Pläne zum geplanten Umbau des Richard-Bürger-Heims hängen an der Bürowand. Die Doppelzimmer werden weichen, künftig soll es nur noch 42 Einzelzimmer geben. Da Menschen länger in der eigenen Wohnung blieben, erwartet die Heimleiterin einen Rückgang der Nachfrage nach Pflegeplätzen. Gleichzeitig bedauert sie, dass Heime zu Unrecht stigmatisiert würden. „Dass jemand ins Heim abgeschoben wurde, diesen Eindruck hatte ich nur sehr selten.“

Peter Dietrich

Weitere Informationen: www.altenheimat.de

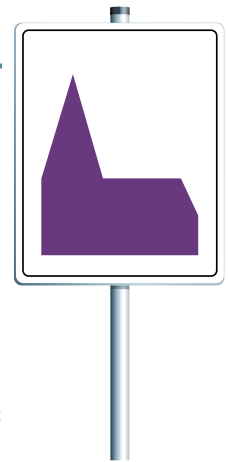
[4]

Harmonie im Altenheim: Ein an Parkinson erkrankter Mann wird gemeinsam mit seiner blinden und an Demenz erkrankten Frau im Rollstuhl durch den Flur geschoben.



Herausforderung Pflege**„Bis zum Schluss Gemeinde leben“**

Pflege steht vor vielen Herausforderungen. Sie braucht genügend Finanzierung und Mitarbeitende und vielfältige Unterstützung. Peter Dietrich im Gespräch mit Kirchenrätin Heike Baehrens, stellvertretende Vorstandsvorsitzende des Diakonischen Werks Württemberg, über die Attraktivität des Pflegeberufs, die Grenzen von Noten und die sichtbar werdende Menschenfreundlichkeit Gottes.

► *Ist die Pflegeversicherung ein finanzielles „Allheilmittel“?*

Heike Baehrens: Durch ihre Einführung ist ein erheblicher Teil des finanziellen Risikos abgedeckt worden. Das darf man bei aller Kritik nicht unterschätzen. Ein Problem ist jedoch, dass die Pflegeversicherung einen sehr eingeschränkten Pflegebegriff definiert hat, der die körperliche Pflege in den Mittelpunkt stellt. Wer pflegebedürftig ist, wünscht sich aber auch Lebensqualität, Fürsorge, Zuwendung und erwartet dies insbesondere von Diakoniestationen oder diakonischen Pflegeheimen. Das gehört zu ihrem Grundverständnis. Wir wollen eine ganzheitliche Pflege, die Leib, Seele und Geist gleichermaßen berücksichtigt. Es bleibt für die Einrichtungen eine große Herausforderung, dieses tatsächlich zu leisten, auch wenn es in den Pflegesätzen eigentlich keine Rolle spielt.

► *Reicht die Unterstützung der Krankenpflegevereine, um die Lücke abzudecken?*

Baehrens: Wir sind sehr froh, dass es Kirchengemeinden gibt, die es als ihre Aufgabe sehen, ambulante Pflege ideell und materiell zu unterstützen. Wir sind auch froh darüber, dass es hier in Württemberg so viele Krankenpflegevereine gibt. Die einen finanzieren zusätzliche Stellenanteile, damit in die Pflege mehr Zeit eingebracht werden kann, andere fördern Modellprojekte, Besuchsdienste, Schulungen oder Verwöhnabende für pflegende Angehörige. Das ist ein wichtiger Beitrag.

► *Pflegebedürftigen, die von Sozialhilfe abhängig sind, schlagen manche Landkreise nur die preisgünstigen Heime vor.*

Baehrens: Was da einzelne Landkreise praktizieren, ist nicht rechtens, denn die Betroffenen haben ein Wunsch- und Wahlrecht, in welches Heim sie gehen. Manche entscheiden sich bewusst für ein diakonisches Heim, andere bewusst für eines der Arbeiterwohlfahrt. Diese Wahlmöglichkeit müssen alle Pflegebedürftigen haben, sie sind alle gleichermaßen in der Pflegeversicherung versichert. Die Sozialhilfe zahlt in allen Fällen nur einen kleinen Teil – nur die Lücke, die nach Eigenleistung und Pflegeversicherung noch übrig bleibt.

► *Worin sehen sie das größte Zukunftsproblem für die Pflege?*

Baehrens: Durch die demografische Entwicklung haben wir einen enormen Zuwachs von Menschen mit Pflegebedarf. Wir werden älter, was sehr positiv ist, und werden deutlich gesünder älter. Dennoch kann in sehr

hohem Alter ein großer Pflegebedarf vorhanden sein. Gleichzeitig haben wir weniger junge Menschen, die ins Berufsleben einsteigen. Darin steckt die größte Herausforderung: Menschen zu gewinnen, die es mit voller Überzeugung zu ihrer Lebensaufgabe machen, andere Menschen zu pflegen und in dieser Lebensphase zu begleiten.

► *Was braucht es dazu – ein besseres „Image“ der Pflegeberufe?*

Baehrens: Wenn die Pflege immer wieder mit Negativschlagzeilen in der Zeitung steht, erscheint sie als Arbeitsfeld zunächst nicht attraktiv. Ich bin nicht glücklich darüber, wenn nur über die schwierige Pflegesituation, nicht aber über die vielfältig gut gelingende Pflege berichtet wird. Wenn Sie Besuche in unseren Einrichtungen machen, werden Sie an ganz vielen Stellen mit Respekt und Anerkennung hinausgehen.

► *Und eine bessere Bezahlung?*

Baehrens: Nach meiner Einschätzung werden examinierte Pflegekräfte nicht so schlecht bezahlt, wie immer angenommen wird. Innerhalb der Diakonie werden sie nach Tarif bezahlt, was der Bezahlung von Beschäftigten mit Fachschulbildung in anderen Berufsfeldern entspricht. Das ist erst einmal nicht schlecht. Man wünschte sich etwas mehr, denn wer eine Familie zu ernähren hat, wird das mit dem Gehalt einer Pflegekraft allein wahrscheinlich nicht leisten können. Gleichzeitig muss man wissen, dass die Pflegesätze deutlich steigen müssen, wenn wir die Pflegekräfte besser bezahlen wollen, was ich mir wünsche. Bei geordneten



Heike Baehrens ist stellvertretende Vorstandsvorsitzende des Diakonischen Werks Württemberg.

Arbeitsverhältnissen, wie wir sie in der Diakonie haben, lässt sich eine Rund-um-die-Uhr-Versorgung an 365 Tagen im Jahr nicht billig organisieren. Neben dem Gehalt gibt es noch andere Aspekte, die den Pflegeberuf attraktiv machen: Es gibt sehr vielfältige Aufgaben und es gibt durchaus gute Karriereöglichkeiten. Die Pflegeberufe sind attraktiver, als das in der öffentlichen Diskussion oft dargestellt wird. Sie bieten einen relativ sicheren Rahmen, den viele andere Berufe nicht haben.

Durch mehr barrierefreie Wohnungen könnten Menschen länger zu Hause bleiben.

Baehrens: An dieser Stelle ist sehr viel mehr machbar, als wir heute haben. Da wünsche ich mir von der öffentlichen Hand mehr Initiative. Warum ist es nicht Standard, dass Kommunen ausschließlich barrierefrei bauen? Da wird ganz allein auf die Privatinitiative gesetzt. Die Kehrseite der Medaille ist, dass diejenigen, die dann in ein Pflegeheim gehen, einen so hohen Pflegebedarf haben, dass sich die Situation in den Heimen völlig verändert. Wo sich früher Bewohner noch gegenseitig geholfen haben, ist das heute eher die Ausnahme.

Wodurch können Kirchengemeinden die Situation der Pflege verbessern?

Baehrens: Wenn Menschen auch bei großem Unterstützungsbedarf zu Hause bleiben, fordert das ein neues Verständnis von Gemeindearbeit. Oft sind Menschen isoliert, weil sie nicht mehr in die Kirche oder den Seniorenkreis kommen und Besorgungen nicht mehr selbst machen können. Wir brauchen eine Stärkung von Nachbarschaftsbeziehungen, müssen eine Geh-Struktur entwickeln. Besuchsdienste werden neue Rollen bekommen. Wir brauchen einen neuen Blick für die pflegenden Angehörigen, sie geraten leicht ins Abseits und brauchen Entlastung. Oftmals sind sie auch schon im Ruhestandsalter und haben die Option: Setze ich zur Pflege lieber meine Zeit oder mein Geld ein? Wie sie sich künftig entscheiden, wissen wir heute noch nicht. Als Gemeinde sollten wir jedenfalls den fürsorglichen Blick aufeinander fördern und Menschen mit Zeit und sozialen Fähigkeiten darin unterstützen, diese für ein würdevolles Miteinander-Altwerden einzusetzen.

Die Bewertung der Pflegeheime durch den Medizinischen Dienst der Krankenkassen (MDK) steht unter erheblicher Kritik. Verbirgt die Durchschnittsnote pflegerische Mängel?

Baehrens: Auch Schulnoten sind nicht immer nachzuvollziehen. Eine Beurteilung wird verkürzt, wenn man sie in einer Note festhalten will. Noch dazu in einer einzigen Note für allumfassende Leistungen: für Wohnen, Ernährung, Pflege, Lebensqualität. Aber warum regen wir uns auf, wenn es in Baden-Württemberg gute Noten gibt, anderswo schlechte? Wir sind das Bundesland, das am eindeutigsten Personalschlüssel vereinbart hat, und zwar relativ gute. In Einzelfällen wurden gravierende Pflegemängel festgestellt, etwa bei der Wundversorgung oder Ernährung, sie schlugen

Nicht Strukturen und Kalkulationen rechtfertigen die Existenz kirchlicher Diakonie, sondern allein die auf unsere Hilfe und Zuwendung angewiesenen Menschen, denen wir in Gottes Namen und mit unseren Möglichkeiten dienen wollen.



Prälat Hans-Dieter Wille

sich aber nicht in einer schlechteren Gesamtnote nieder. Das ist nicht in Ordnung und muss korrigiert werden. Dafür brauchen wir eine andere Form von Qualitätsbericht als eine einzige Note. Es ist nicht hilfreich, immer mehr Dokumentationspflichten einzuführen, denn entscheidend ist vielmehr, was bei den Bewohnern ankommt. Wenn Sie Bewohner fragen, werden Sie hören, ob die Schwestern nett sind, ihnen das Essen schmeckt, sie zu der Zeit essen können, zu der sie möchten. In der Dokumentation wird festgehalten, wie oft und wie viel gegessen oder getrunken wurde. Ich kenne ein Heim, das Fingerfood anbietet. Demente Menschen, die sich aufgrund ihrer Erkrankung nicht zum Essen an einen Tisch setzen, kommen immer wieder an einem Schälchen mit Apfelschnitzen oder Stücken von Butterbrezeln vorbei und bedienen sich. Wie will man diese kreative und sinnvolle Leistung dokumentieren?

Was zeichnet diakonische Pflege gegenüber anderen Anbietern aus?

Baehrens: Auch andere Anbieter leisten vermutlich gute Pflege. Ein Unterschied ist die Grundhaltung, die wir bei Mitarbeitenden in der Diakonie voraussetzen: den Menschen als Geschöpf Gottes in seiner Einmaligkeit zu sehen und in der Arbeit die Menschenfreundlichkeit Gottes spürbar werden zu lassen. Wenn ich in der Pflege dem Ebenbild Gottes begegne, werde ich den Menschen einbeziehen, nicht einfach über seinen Kopf hinweg handeln. Werde Geistliches mit in den Blick nehmen, seelsorgerlich präsent sein. Wir bringen dies als Kirche auch in andere, nicht diakonische Pflegeheime ein. Aber es ist etwas Besonderes, wenn eine Einrichtung ihren Auftrag in engem Zusammenhang mit der Gemeinde versteht.

Wenn ich in ein Pflegeheim einziehe, bin ich noch immer Mitglied meiner Kirchengemeinde, im Idealfall ist die Einrichtung ein Teil davon. Ziehe ich an einen anderen Ort, wechsle ich auch meine Kirchengemeinde. Menschen, die in einem Pflegeheim leben, haben ihren Lebensmittelpunkt verändert, aber sie fallen nicht aus der Kirchengemeinde heraus. Wenn eine Gemeinde sich engagiert in einem Pflegeheim, engagiert sie sich für ihre Gemeindemitglieder, nicht für die Einrichtung. Wir entlassen Menschen nicht in die Pflege. Es geht darum, Gemeinde bis zum Schluss zu leben.

Verein für Diakonie und Seelsorge Untermünkheim

Gottes Liebe **sichtbar** machen

Wozu noch einen Krankenpflegeverein? Wozu noch Mitgliedsbeiträge zahlen? Das fragten sich viele Vereinsmitglieder in Untermünkheim und Enslingen bei Schwäbisch Hall. Denn nach der Einführung der Pflegeversicherung waren die Aufgaben und Ziele des Vereins unklar geworden. Doch er wurde nicht aufgelöst, sondern bekam erweiterte Aufgaben. Und einen neuen Namen: Verein für Diakonie und Seelsorge. In den fünf Jahren seines Bestehens hat er schon viel erreicht.

► „Was willst du, das ich für dich tun soll?“, fragte Jesus den blinden Bettler Bartimäus. Für Magdalene Zimmermann, zweite Vorsitzende des Vereins für Diakonie und Seelsorge, ist das ebenfalls eine ganz wichtige Frage. „Wir wollen niemandem etwas überstülpen.“ Ob jemand professionelle Pflege, ehrenamtliche Begleitung oder vielleicht nur Beratung braucht, zeigt das Gespräch. „Häufig ist es dieser Mix aus ehrenamtlicher und professioneller Hilfe, den die Menschen brauchen.“ Eine bessere ehrenamtliche Koordinatorin hätte der Verein kaum finden können. Zimmermann, die vom Kirchengemeinderat zur Diakoniebeauftragten gewählt wurde, war früher hauptberuflich in der Pflege, ist Mitglied der Haller Schwestern und Brüder und hat eine dreijährige berufsbegleitende Ausbildung zur Diakonin absolviert. Während dieser Ausbildung erlebte sie das Stehen in beiden Welten – hier die Kirche, dort die professionelle Diakonie – als Spagat. Seitdem möchte sie das Bewusstsein fördern, dass beide Seiten zusammengehören.

Der Verein, so seine Satzung, „versteht seine Aufgabe als **Lebens- und Wesensäußerung der evangelischen Kirche** und als Auftrag zur Ausübung christlicher Nächstenliebe“. „Wir sind ein Kirchenverein und gehören ganz eng zur Kirche“, betont Zimmermann. „Wir haben als Christen die Aufgabe, nacheinander zu schauen und das nicht nur den Profis zu überlassen. Wir wollen die Nöte in unserer Gemeinde wahrnehmen, die Nöte jenseits der Pflege. Wir möchten die Achtsamkeit und das diakonische Handeln im Kleinen fördern. Es war uns wichtig, uns

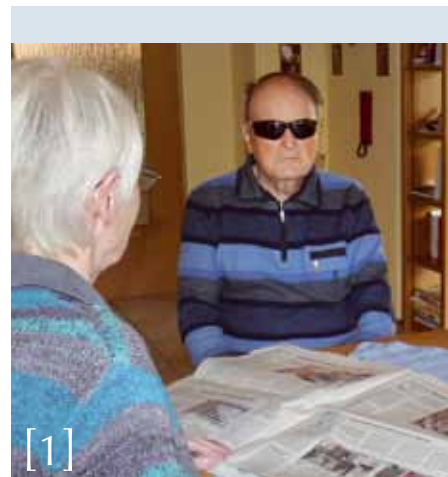
nicht auf die Unterstützung der professionellen Krankenpflege zu beschränken, sondern für die unterschiedlichsten Notlagen in unserer Gemeinde zumindest Ansprechpartner zu sein.“ Dabei ist es egal, wer in einer Notlage ist, Konfession und Alter spielen keine Rolle. Die Not hat viele Gesichter, ein immer häufigeres ist die Verschuldung. Auch in einem 3.000-Seelendorf, dessen Einwohner sich auf 15 Teilorte und Wohnplätze verteilen, greifen Familienstrukturen nicht mehr so wie früher.

Bei der **Umgestaltung des Krankenpflegevereins** kamen mehrere Entwicklungen zusammen. In einem Leitbildprozess setzten sich die Kirchengemeinden Untermünkheim und Enslingen das Ziel, gemeinsam Gottes Liebe sichtbar zu machen – ein Ziel, das die Gemeinden auch in ihrem gemeinsamen Logo ausdrücken. Zugleich wünschte sich die professionelle Pflege, die unter dem Namen „Diakonie daheim“ unterwegs ist, ehrenamtliche Unterstützung. Der Verein unterstützt „Diakonie daheim“ ideell und finanziell. Ein jährlicher Beitrag hilft, dass die Schwestern einen „kleinen Mehrwert“ leisten können. Einmal im Jahr lädt der Verein die Schwestern zu einem Essen ein. Die rund 300 Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von zehn Euro, Paare und Familien 20 Euro. Der Verein zählt derzeit 20 Aktive, zehn weitere auf Abruf. Sie werden regelmäßig fortgebildet und sollen wissen, dass sie im Auftrag der Kirchengemeinde agieren. Wenn sie aus menschlicher Sicht denken, „das bringt doch nichts“, sollen sie den Gott kennen, der Menschen niemals aufgibt.

Beim jährlichen Diakoniegottesdienst werden die Ehrenamtlichen der Gemeinde vorgestellt und gesegnet. Wenn sie diesen Dienst nicht mehr tun möchten, werden sie dort auch verabschiedet.

„Wenn ich sage, ich komme im Auftrag dieses Vereins, im Auftrag der Kirchengemeinde, dann habe ich ein Mandat“, beobachtet die Koordinatorin. Damit habe sie ganz andere Möglichkeiten als eine Privatperson. Sie erlebt Diakonie als **missionarische Chance**. „Wenn die Kirche da ist, wo es den Menschen schlecht geht, dann macht das etwas mit den Menschen. Sie fragen irgendwann: Warum machst du das? Warum lasst ihr mich nicht hängen?“

Die **Aufgaben verändern sich**, der Verein reagiert darauf. Seit Januar 2010 bringt er einmal pro Woche in der Weinbrennerhalle Senioren und Schüler der Untermünkheimer Schule zum Essen zusammen. Für „Jung und Alt an einem Tisch“ wurde sogar ein Fahrdienst eingerichtet. „Da kommen Leute zum Essen, die sonst in





Der Verein für Diakonie und Seelsorge will die Achtsamkeit und das diakonische Handeln im Kleinen fördern, zum Beispiel

- [1] durch Besuchsdienst,
- [2] durch „Jung und Alt an einem Tisch“,
- [3] durch Hausaufgabenhilfe und
- [4] durch Unterstützung von „Diakonie daheim“.



kirchlichen Kreisen selten oder gar nicht anzutreffen sind.“ Die Senioren zahlen keinen festen Beitrag, sondern dürfen etwas spenden. Wer es sich nicht leisten kann, muss nichts einwerfen, so will der Verein der wachsenden Armut etwas entgegensetzen. Die Gastronomie muss keine Konkurrenz beklagen, das Essen wird von einem Wirt vor Ort geliefert. Reichen die Spenden nicht, schießt der Verein für Diakonie und Seelsorge zu. Beim Essen entstehen wertvolle Kontakte. Manche kommen wieder in Verbindung zur Kirche, eine Seniorin ging in die Mittagsbetreuung der Schule und erzählte dort von früher. Das Elternforum, das die Nachmittagsbetreuung der Schule organisiert, suchte beim Essen Kontakt zu Senioren, die einen Strickkurs anbieten können.

Der Besuchsdienst des Vereins geht zu Menschen mit wenigen Kontakten in der Gemeinde. Er besucht Demenzkranke in verlässlicher Regelung,

einmal pro Woche für zwei bis drei Stunden. So kann ein Angehöriger zum Frisör oder zur Krankengymnastik gehen. „Es ist gar nicht so leicht, solche Menschen zu finden, die regelmäßig jede Woche zu jemandem gehen. Wir haben mindestens zwei Betreuende für eine Person, die sich abwechseln. Die an Demenz erkrankten Menschen machen das ganz gut mit. Einer allein schultert das nicht.“ Der Verein organisiert Treffen für Angehörige von Demenzkranken und bietet Vorträge an.

Ganz bewusst will er denen, die Geld verdienen, **nicht die Arbeit wegnehmen**. Eine Besorgung machen ist in Ordnung, Spaziergänge, Hilfe bei den Hausaufgaben oder beim Ausfüllen eines Antrags sind es ebenfalls – aber nicht die Erledigung des regelmäßigen Wocheneinkaufs. Manche Anfragen muss Zimmermann ablehnen, auch wenn ihr das schwer fällt. „Aber wir müssen uns da abgrenzen. Zum Fensterputzen empfehle ich die Haushaltsassistenten. Wir sind kein Ersatz für angeblich teure Pflege.“ Mit der professionellen Pflege arbeitet der Verein gut zusammen. Wo es sich anbietet, verweist er auf die Angebote von Diakonie daheim. Umgekehrt melden sich die Pflegeschwestern, wenn jemand immer ganz allein zu Hause sitzt – damit der Verein für Diakonie und Seelsorge Besuche anbieten kann.

Auch die „Hilfe in besonderen Lebenslagen“ gehört zu den Aufgaben des Vereins. „Was da dahintersteht, das kann ich niemandem erzählen“, meint Zimmermann. „Was es im Detail bedeutet, können nur die vermitteln, die es erlebt haben: Da war jemand, der hat mir geholfen.“ Manchmal mit langem Atem. Ein ganzes Jahr lang ging die intensive Betreuung einer jungen Frau, für die der Verein als Katalysator viele Mitwirkende gewann – von der Schuldnerberatung bis zum Bürgermeister, der bei der Wohnungssuche half. Es hat sich gelohnt. „Jetzt“, freut sich Magdalene Zimmermann, „hat sie ein ganz anderes Leben.“

Peter Dietrich

Weitere Informationen:

www.kirchengemeinde-untermuenkheim.de